

Statt Aufklärung ... Zur Problematik spezifischer Formen der Wissenschaftspopularisierung

Ich möchte meine Ausführungen zu dem sehr kontroversiell diskutierten Thema »Haus der Geschichte« mit einer kurzen Erläuterung meiner persönlichen Betrachtungsperspektive, also mit einer Kontextualisierung dessen, was ich sagen werde, beginnen. Ich beschäftige mich in meiner Forschungsarbeit seit vielen Jahren mit Fragen des Verhältnisses sowie der Interaktionsdynamiken zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit. Ziel dieser Untersuchungen ist es, die Problematik der Wissensvermittlung besser fassen zu können und zu analysieren, wie und welche Bilder und Vorstellungen von Wissenschaft in den öffentlichen Raum gelangen, sich dort verankern können und auf diesem Weg Macht erhalten und Gesellschaft gestalten. Mein Beitrag zu der stattfindenden Auseinandersetzung um die gesellschaftliche Positionierung historischen wissenschaftlichen Wissens wird daher von diesem Blickwinkel ausgehen. Es soll der Versuch unternommen werden, diese spezifische Diskussion mit allgemeinen Auseinandersetzungen um die Vermittlung von Wissenschaft in verschiedenen gesellschaftlichen Zusammenhängen zu verknüpfen. Damit möchte ich zwei Dinge erreichen: Zum einen soll die Diskussion etwas Abstand vom konkreten Anlassfall gewinnen, und zum anderen geht es darum, eine Erweiterung der Sichtweisen auf dieses Problem anzuregen, um so neue Denkooptionen in die Diskussion einzubringen. Erst durch den Blick auf die gesamte Problematik der gesellschaftlichen Positionierung von Wissenschaft wird die Spezifität dieser Auseinandersetzung aus meiner Sicht in ihren Grenzen und Möglichkeiten deutlich. Es soll aber gleichzeitig unterstrichen werden, dass gerade im Falle der Geschichte besondere Aufmerksamkeit für Vermittlungsorte und Vermittlungsformen angesagt sein sollte.

Der Umgang mit wissenschaftlichem Wissen im öffentlichen Raum ist in den letzten Jahrzehnten zu einem der zentralen, wohl aber auch kontroversiellen Themen avanciert. Während man etwa bis in die 1960er-Jahre hinein ziemlich problemlos und zum Teil unbekümmert von einem Aufklärungsideal ausgehen konnte, welches die Entwicklung der Wissenschaft entlang ihrer Geschichte seit mehreren Jahrhunderten begleitet hatte, ist spätestens zu diesem Zeitpunkt die naive und gleichzeitig durch und durch hierarchische Sichtweise des einfachen »Wissenstrans-

fens« von Wissenschaft zur Öffentlichkeit in Frage gestellt. Immer mehr Untersuchungen dieses Phänomens verweisen klar auf die Komplexität der Beziehung(en) zwischen Wissenschaft(en) und Gesellschaft und arbeiten Detailfacetten dieser Interaktion heraus. Es scheint daher wesentlich, die aktuelle Diskussion und die geplanten Konzepte zur Positionierung von »Geschichte« im öffentlichen Raum vor diesem Hintergrund zu verstehen und zu diskutieren. Zu diesem Zweck gilt es, einige der Veränderungen der Rahmenbedingungen, unter denen Wissenschaft und Gesellschaft einander begegnen, kurz und beispielhaft anzureißen.

Als erster Punkt sei die bedeutende Rolle der Bildungsexplosion in den 1970er-Jahren genannt, die zu einer Veränderung des Stellenwerts von Wissen und wissenschaftlichen Erklärungen in der Gesellschaft führte. Ein Phänomen, welches mit dem Begriff der reflexiven Modernisierung auf den Punkt gebracht werden kann, wird nun immer deutlicher sichtbar: Erst durch die verstärkte Fähigkeit und Möglichkeit zur Reflexion gesellschaftlicher Veränderungsprozesse entstehen bestimmte Interpretationen dieser Veränderung und damit in Zusammenhang stehende Nebenfolgen und Unsicherheiten. Es sind also gar nicht so sehr die Phänomene an sich, die sich einem prinzipiellen Wandel unterziehen, sondern maßgeblich verändern sich ihre Repräsentationen und Bewertungen, was in der Folge zu einer massiven Politisierung des privaten Bereiches führt – d.h. die Positionierung des/der Einzelnen ist gefragt.

Gleichzeitig wird eine Verschiebung der Orte der Wissensproduktion sowie ein Wandel der daran beteiligten Akteurskonstellationen diagnostiziert. Wissenschaftliche Wissensproduktion wird stärker an den Kontext potenzieller Anwendungen angebunden; die klassischen Wissenschaftsinstitutionen – wie die Universitäten – verlieren ihre Quasi-Monopole vor allem im Bildungsbereich; gesellschaftliche Erwartungen und Bedürfnisse, aber auch Auswirkungen von Wissenschaft und Technik müssen früher denn je bedacht werden. Damit gehen aber auch die klaren Hierarchien der legitimen Wissensproduzenten verloren und eine gewisse Unübersichtlichkeit greift Platz.

Und schließlich wäre noch ein letztes Element der Veränderung aufzuzeigen: Wir sprechen immer öfter vom Verlust der großen Erzählungen und räumen damit lokalem Wissen und erweiterten Konstellationen legitimierter Akteure einen völlig neuen Stellenwert ein.

Wenn man das eben Gesagte auf den Punkt bringen möchte, dann könnte man sagen, dass bestehende Vorstellungen von Wissenschaft als Inhaberin eines Monopols auf Erklärungen der Welt zusammenbrechen. Statt dessen gewinnen zwar instabilere, aber kreativere Formen und Kontexte der Auseinandersetzung mit Wissen an Bedeutung.

Ich werde nur auf einige Erfahrungen aus den Studien der Wechselwirkung von Naturwissenschaften und Gesellschaft zurückgreifen. Dies scheint mir deshalb sinnvoll, da hier Probleme an den Vermittlungsstellen sichtbar werden, die auch in der Beziehung »Geschichte-Gesellschaft« zu Tage treten. Weiters sind viele unserer im-

pliziten Vorstellungen einer idealisierten Wissenschaft und ihrer gesellschaftlichen Möglichkeiten stark von jenen über Naturwissenschaften geprägt.

Zum Ersten möchte ich Fragen der Wissensproduktion und -vermittlung aufgreifen. Während versucht wird, bei der Erzeugung von wissenschaftlichem Wissen den Produktionskontext in Form von Rahmen- und Randbedingungen im Detail in die wissenschaftlichen Publikationen einfließen zu lassen, verschwindet im Vermittlungsakt an eine Öffentlichkeit dieser Kontext weitgehend. Er wird ersetzt durch einen anderen, der dann sozial, ökonomisch, politisch bzw. sehr persönlich sein kann. Damit erhält aber auch das wissenschaftliche Wissen selbst eine völlig neue Form. Es wird in einer gewissen Weise robuster als es je vorher war, da es unhinterfragbar wird. Denn nur wer den Produktionskontext von Erkenntnis kennt, kann diesen in angemessener Form auch in Frage stellen.

Dadurch entsteht das Bild, welches in unserer Gesellschaft dominant über Naturwissenschaften präsent ist: nämlich, dass diese »harte, wahre, sichere« Fakten erzeugen. Das so entstandene Wissen kann nun außerhalb des wissenschaftlichen Raumes nicht mehr wirklich angezweifelt werden und daher kann sich auch, nach Schaffung eines Konsens innerhalb der wissenschaftlichen Gemeinschaft, gewissermaßen *eine* Erklärung der »Welt« durchsetzen. Daraus wird dann auch ein Anspruch auf ein Erklärungsmonopol abgeleitet, aus dem heraus das Verhältnis und die Position von Wissenschaft in unserer heutigen Gesellschaft zu verstehen ist. Bücher, Zeitschriften, Museen, Ton- und Bilddokumente vermitteln uns diese wissenschaftlichen Erkenntnisse und tragen zu diesem Bild von Wissenschaft bei, einer Wissenschaft, die durch einen linear voranschreitenden Erkenntniszuwachs gekennzeichnet ist. Wesentlich für unsere Diskussion ist hervorzuheben, dass diese Bilder nicht im Wissenschaftssystem selbst entstehen und dann vermittelt werden, sondern erst durch die Art und Weise, in der Wissenschaft kommuniziert wird, in Erscheinung treten können. Gerade in technischen Museen – also gewissermaßen »den Häusern der Technik« – kann man dies sehr schön beobachten: die Quasi-Linearität technischer Entwicklung, die nach einer stetigen Verbesserung strebt, wird hier nicht nur zur Schau gestellt, sondern aktiv konstruiert. Von der komplexen und unübersichtlichen Interaktion zwischen Technik und Gesellschaft und den gegenseitigen Formierungsprozessen ist auf diese Weise kaum mehr etwas zu erkennen.

In den 70er-Jahren sehen wir erste Indizien und die öffentlichen Kontroversen der 80er- und 90er-Jahre zeigen dies verstärkt, dass wir mit dieser klassisch aufklärerischen Herangehensweise die gewünschten Ziele einer breiten Wissenschafts- und Technikakzeptanz nicht erreichen können. Worin bestehen nun die zentralen Schlüsselstellen in diesem Spannungsfeld zwischen Wissenschaft und Gesellschaft?

Es ist wesentlich festzuhalten, dass sich wissenschaftliches Wissen nicht – wie wir es bisweilen gerne hätten – in kleinen, abgrenzbaren, festen Portionen mit einem klaren Erklärungszusammenhang vermitteln lässt. Vielmehr bringen die Individuen, die mit diesem Wissen konfrontiert sind, immer ihre eigenen Erfahrungen und ihr eigenes Wissen mit sich und interpretieren daher wissenschaftliche Erkennt-

nisse vor diesem Hintergrund neu. Dies bedeutet, dass der Schlüssel für die Vermittlung nicht so sehr im Akt der Produktion vereinfachter Darstellungen von Wissenschaft liegt, sondern in der Moderation der Begegnung zwischen wissenschaftlichem Wissen und persönlichem/sozialem Wissen. Es geht also zentral um die Aushandlung, um den Wandel von Darstellung und Wahrnehmung.

Dabei – und dies ist der zweite Punkt, der hervorgehoben werden sollte – geht es immer um die Orte, an denen solche Auseinandersetzungen/Aushandlungen stattfinden. Denn diese definieren die Zugangsmöglichkeiten beziehungsweise den Ausschluss für bestimmte Öffentlichkeiten. Der Plural – Orte – wurde hier bewusst verwendet, um auf die unterschiedlichen Situationen und Konstellationen von Akteuren zu verweisen, die so möglich gemacht oder verhindert werden können. Erklärungsmodelle, die von Wissenschaft angeboten werden, begegnen in diesen Aushandlungsprozessen anderen Wissensformen, die entweder das Individuum einbringt, oder von sozialen Gruppen erzeugt und getragen werden. Es geht also nicht um Wissenstransfer im einfachen Sinn, sondern um eine Auseinandersetzung zwischen verschiedenen Erklärungs- und Erfahrungsmöglichkeiten. In diesem Zusammenhang geht es dann immer auch um Vertrauen in die wissensproduzierenden Institutionen und in deren VertreterInnen, damit wissenschaftliche Erkenntnisse überhaupt Glaubwürdigkeit im öffentlichen Raum erlangen können.

Und schließlich wurde in diesen Studien sehr klar aufgezeigt, dass es bei der Auseinandersetzung um wissenschaftliches Wissen nicht nur um die Frage des Wissens und um das, was man wissen sollte, geht, sondern, dass man sich sehr aktiv mit dem Begriff des »Nichtwissens« auseinandersetzen muss. Denn man kann Nicht-Wissen nicht einfach mit Ignoranz gleichsetzen, sondern muss es vielmehr als aktives Konzept begreifen. Es gilt also zu verstehen, ob wir mit Phänomenen des »Nicht-Wissen-Wollens«, des »Nicht-Wissen-Könnens« und des »Noch-Nicht-Wissens« konfrontiert sind: Verweigern Menschen die Auseinandersetzung, hat vielleicht Wissenschaft gar nicht die Möglichkeit, Antworten auf gesellschaftliche Fragen zu liefern, oder glauben wir, dass es nur eine Frage der Zeit ist, bis wir schließlich alle Fragen mit Hilfe von wissenschaftlicher Forschung beantworten können?

Aus dem eben Gesagten kann man ableiten, dass es zu einem Akt des Zerbrechens der »einzigen« Erklärung kommt. Dies lässt sich deutlich an den wissenschaftlich-technischen Konflikten, die wir in den letzten Jahren auch hier in Österreich erlebt haben, erkennen. Es geht um ein Zulassen individueller und differenzierter Problemwahrnehmungen und Lösungen. Konsequenz davon ist, dass versucht wurde, in den verschiedenen nationalen Kontexten sehr vielfältige z. T. partizipatorische, auf Symmetrie zwischen Wissenschaften und Öffentlichkeiten ausgerichtete Modelle zu erproben. Ziel ist es geworden, diese Vermittlungslandschaft in einer sehr vielfältigen Weise zu gestalten, um vor allem dann, wenn es um sensible gesellschaftspolitische Themen geht, den unterschiedlichen gesellschaftlichen Konstellationen besser Rechnung tragen zu können.

Nun – um wieder zu unserem Diskussionsfokus zurückzukommen – die Schwerpunkte »Zeitgeschichte« oder »Toleranz« stellen hochgradig sensible Themen dar, und man sollte bei der gesellschaftlichen Positionierung dieser Diskussionen tatsächlich auf einige der eben beschriebenen Erfahrungen zurückgreifen. Was könnte man daraus für die gesellschaftliche Auseinandersetzung mit Geschichte lernen? Zuerst ist es aus meiner Sicht wesentlich, sich die Spezifität ihrer Wissensproduktion vor Augen zu führen. In den Geschichtswissenschaften, aber das kann man auch allgemeiner für geistes-, kultur- und sozialwissenschaftliche Erkenntnisproduktion sagen, ist der Kontext der Wissensproduktion untrennbar verflochten mit dem Wissen selbst. Es ist also nicht möglich, wie dies bei der Vermittlung von naturwissenschaftlichem Wissen all zu oft geschieht, den Entstehungs- und Interpretationskontext zu vernachlässigen. Könnte man denn sinnvollerweise die Position vertreten, dass es *die* Zeitgeschichte gibt, welche ähnlich den Naturwissenschaften als robustes Konstrukt existieren kann? Wenn dies nicht so ist – und ich glaube darüber herrscht Einigkeit –, wie bringt man dann diese Geschichte in *ein* Haus? Wie sollte *eine* Geschichte aus dem »wie und warum« ihrer Entstehung herausgegriffen werden, um sich gegenüber anderen durchzusetzen? Wie passt eine zentrale Entscheidungsinstanz der Interpretation von Zeitgeschichte mit dem Anspruch zusammen, sich des Kontextes und seiner Bedeutung bewusst zu sein? Könnte man die Unvermeidlichkeit eines Festigens bestimmter Geschichten zu *der* Geschichte verhindern, wenn man einem Raum, einem »Haus« diese prominente Bedeutung zugesteht? Wird nicht durch Zentralisierung und durch Einfangen von Geschichte in einem Haus die Stabilität einer Geschichte geradezu erzeugt, statt die Dynamik des Blicks auf die Geschichte und durch Geschichte zu fördern? Bringt es nicht jedenfalls eine Hierarchie in die Geschichte, so wie das Museum *eine* Geschichte in die Naturwissenschaft und Technik gebracht hat und zu erzählen vermag, was Wissenschaft, Technik und Gesellschaft eigentlich ausmacht?

Das sind nur einige Fragen, die sich für mich hier stellen. Aber noch viel wichtiger: Es geht für mich, und das sei vielleicht an den Schluss gestellt, um *Auseinandersetzung*, und diesen Begriff würde ich gerne im Zentrum sehen. Es geht um *Beteiligung* ganz unterschiedlicher Akteure. Es geht um *Erarbeitung* von Geschichte, wobei die Orte – und ich möchte den Plural nochmals unterstreichen – an denen dies stattfindet und deren *Vielfalt* dabei eine zentrale Rolle spielen. Es geht um die Schaffung multipler Beteiligungsformen, um den unterschiedlichen Ausgangspositionen Rechnung zu tragen, denn nur so ist es möglich, den angestrebten Bewusstmachungsprozess in Gang zu setzen. Im Grunde sollte das Ziel nicht die Schaffung *einer* – auch wenn sie konsensual erarbeitet wird – Darstellung sein, es geht nicht um die Erledigung der »Verpflichtung«, sich in Bezug auf die Zeitgeschichte zu positionieren, sondern es geht um die aktive Auseinandersetzung mit, um die Arbeit an sowie um die Weiterentwicklung von Sichtweisen und Bedeutungen von Zeitgeschichte.